

**Zeitschrift:** Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald  
**Herausgeber:** Historischer Verein der Region Werdenberg  
**Band:** 1 (1988)

**Artikel:** Ein Brief vom Vetter aus Amerika  
**Autor:** Reich, Hans Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-892937>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

noch im gleichen Jahr führten, was mit Genugtuung vermerkt wurde. Mit Sklaverei und Sklavenhandel befasst sich auch ein Leitartikel «Die Farbigen» auf der ganzen ersten Seite in der Ausgabe vom 4. August. Darin wird das unmenschliche Verhalten der weissen Sklavenhalter angeprangert und auch ein geschichtlicher Überblick zur Entstehung der schwarzen Bevölkerung in Amerika gegeben. Viele mögen ebenso human gedacht haben wie dieser Schreiber – die Wirklichkeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts sah ganz anders aus: Es waren jene Jahre der Höhepunkt des weissen Kolonialismus; damals wurde fast die ganze Erde in einer Art Ausverkauf unter die Herrschaft der europäischen Länder gebracht, ein Zustand, der rein politisch im 20. Jahrhundert beendet wurde, aber in der Problematik der Dritten Welt noch heute eine grosse Bedrohung für Entwicklung und Frieden der Menschheit darstellt.

Nach diesem Ausflug in unsere eigene Gegenwart soll diese Zeitungslektüre aus dem Jahre 1888 beendet werden mit einer Nachricht von der Hilfstätigkeit eines Schweizer, die in Nr. 86 zu lesen war: «Unser schweizerischer Landsmann, Bischof Marty in Dakota hat sich in einem Aufsehen erweckenden Memorial für die armen Indianer seiner riesigen Diözese bei der amerikanischen Regierung verwendet. In einem einzigen Territorium sind an 5 000 arme Rothäute letztes Jahr theils verhungert, theils dem Hungertode nahe, weil die mächtigen Agenten der Regierung die gesetzlichen Provisionen unterschlugen, welche von dieser für sie bestimmt waren. Dazu kommt noch eine unerhörte Grausamkeit dieser Blutsauger beim Einzug der hohen Grundsteuer, welche die Indianer für ihr Weidland bezahlen müssen. Bischof Marty macht eine grosse Anzahl Fälle namhaft, wo diesen Ureinwohnern des Landes das letzte

Stück Vieh, das letzte Stück Hausrath weggepfändet wurde. Das muthige Auftreten des schweizerisch-amerikanischen Bischofs findet Anerkennung und Dank bei allen Gutgesinnten der Vereinigten Staaten.»

3 Erst nach Abschluss des Manuskriptes ist der Verfasser auf eine Publikation gestossen, die einen guten Überblick über die schweizerische Auswanderung im Jahre 1888 gibt:

J. DREIFUSS, *Die überseeische Auswanderung aus der Schweiz im Jahre 1888*. Separatdruck aus dem 2. Quartalsheft der Zeitschrift für schweizerische Statistik, Jahr 1890, Bern 1890, 66 Seiten. Auch in diesem quasi offiziellen Überblick eines Bundesbeamten steht die Auswanderung nach Argentinien/Südamerika im Mittelpunkt, die der Bundesrat durch Information der Bevölkerung, Kontrolle der Werbung und der Auswanderungsagenturen sowie durch diplomatische Interventionen zu kontrollieren versuchte.

#### Quellen und Literatur

Werdenberger und Obertoggenburger, 17. und 19. Jahrgang, Buchs 1886 und 1888.

N. JANSEN, *Nach Amerika! Geschichte der liechtensteinischen Auswanderung*. Vaduz 1976.

## Ein Brief vom Vetter aus Amerika

Hans Jakob Reich, Salez

In den von meinem Grossvater Jakob Reich (1873–1964) hinterlassenen Schriftstücken findet sich ein Brief seines gleichnamigen, um 1900 nach Amerika ausgewanderten Vettters. Mein Grossvater hatte 1898 in Salez eine Feilenhauerei eröffnet, befasste sich wenige Jahre später offenbar aber mit dem Gedanken, nach Amerika zu übersiedeln und dort einen Handwerksbetrieb für die Herstellung von Feilen aufzubauen. Skepsis gegenüber der Zukunft, die in einer harten, von wirtschaftlicher Not gekennzeichneten Jugend wurzelte und durch mancherlei sich dem jungen Unternehmer in den Weg stellende Hindernisse zusätzlich geschürt wurde, dürfte der Beweggrund gewesen sein. Um sich über die Verhältnisse in Amerika ins Bild zu setzen, wandte er sich an den bereits dort lebenden Vetter-Götti. Dieser, 1850 in Salez geboren, war in seinen jungen Jahren in Lienz und in Ebnat als Primarlehrer tätig gewesen, später wirtete er in Zürich, zuletzt führte er als Besitzer das Gasthaus Rössli in Werdenberg und die dazugehörige Mühle. Sein Brief war für meinen Gross-

vater vermutlich ausschlaggebend, die Auswanderungspläne wieder fallenzulassen – man darf annehmen, dass ihm aufgrund der darin enthaltenen Angaben die Voraussetzungen für die selbständige Ausübung seines Handwerks im «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» zu begrenzt schienen.

Erhalten geblieben sind vom Brief nur die ersten vier Seiten; das Fragment vermittelt dennoch interessante Einblicke ins damalige Wirtschaftsleben der USA. Und es zeigt zudem, dass manches, worin sich Amerika zu jener Zeit noch von der Alten Welt unterschied, inzwischen auch hierzulande längst Einzug gehalten hat. Mit Ausnahme einiger hier zu ausgeschriebenen Ausdrücken ergänzter Abkürzungen gebe ich den Text im unveränderten Wortlaut wieder:

«Union Hill, 3. Juni 1904

Lieber Jakob!

Es kommt mir fast vor, ein Moment seelischer Erregung habe Dich zum Briefschreiben veranlasst, schreibst Du doch, dass Du in Deinem Geschäfte viel Arbeit

und guten Verdienst habest. Nun, sei dem wie ihm wolle, ich bin gerne bereit, auf Deine Anfragen zu antworten. Immerhin muss ich Dir bemerken, dass Dein Plan nicht so leicht ausführbar ist, wie Du Dir vielleicht vorstellen magst; das Handwerk ist hier etwas ganz anderes als draussen und zudem werden die meisten Werkzeuge, also auch die Feilen, im Grossbetrieb erstellt und gibt es in den meisten Branchen keine kleine Handwerksmeister wie dort und arbeitet fast alles in den Fabriken, wo auch grossartige Maschinen zur Verfügung stehen. Ausgeschlossen wäre es ja nicht, dass man vom kleinen Anfang mit der Zeit zu grösserem übergehen könnte, aber dazu brauchts schon viel Geld und enorme Geschäftskennntnis. Ich denke, Du müsstest vorerst einige Jahre in einem grossen Geschäft als Arbeiter eintreten, um dann im Laufe der Zeit den hiesigen Geschäftsgang und vor allem auch die englische Sprache zu erlernen; denn ohne diese kommt man nur sehr schwer vorwärts. Könntest Du Dich aber in einem grossen Geschäfte durch Fleiss und Sachkenntnis emporarbeiten und

Vormann oder noch mehr werden, hättest Du ein schöneres Leben als mit eigenem Geschäfte; denn ein Arbeiter hat 3–4 Dollars per Tag, ein Vormann 25–35 und mehr wöchentlich. Es könnte aber sein, dass Du vielleicht anfangs etwas ganz anderes tun müsstest, bis Du Dich zurecht gefunden. In New York arbeitete ein Mann neben mir, der von Deutschland her Wasser- und Gasinstallateur war, hier schaffte er in der Küche, wurde nach und nach Koch und nun arbeitet er wieder als Installateur. Hier ergreift man, was einem an die Hand geht und will Geld verdienen. Da die Stickerei, die ich gelernt, momentan nicht viel ist, bin ich in einem grossen Geschäfte Portier und werde aber von jedermann geachtet wie ein Millionär; wenn man arbeitet, sei es was es wolle, so ist man angesehen – Arbeit ehrt, die dummen Anschauungen von draussen kennt man hier nicht, und das ist eben schön. Ich verdiene wöchentlich 6 Dollars (31 fr), feines Essen und Trinken und

Cigarren nebst Zimmer; das ist ja mehr als der beste Landschullehrer hat.

Ich will Dir also weder zu, noch abraten, immerhin glaube ich, dass Du hier gut fortkommen könntest, hast Du ja doch auch schon fremdes Brod gegessen; aber von Meisteriren musst Du vorläufig nicht träumen, schon des Umstandes wegen, dass man hier fast keine Rechte, resp. Rechtsschutz hat, wenn man nicht Bürger ist, was man nach 5 Jahren Aufenthalte sofort werden kann. Gerade dieser Umstand hat mich bewogen, meine mit Neujahr übernommene Wirtschaft wieder aufzugeben, weil ich als Nichtbürger kein Patent auf meinen Namen erhalte.

Auf Deine Fragen antwortend, teile Dir mit, dass man altes Werkzeug, Feilen etc. wegschmeisst und neues kauft; alte Kleider werden nicht geflickt und fortgeworfen. Das ist ja gut für den Produzenten, wenn er Neues liefern kann. Dass es in unserer Gegend Mech. Werkstätten und Fabriken die Fülle hat, kannst Dir den-

ken, leben doch im Umkreis von New York, Jersey City, Hoboken, Union Hill, West Hoboken gegen 5 Millionen Menschen und dass Amerika industriell ist, weisst Du auch. Mein Ruedi [Sohn von Vetter Jakob], der seit September 1903 in einem Elektrizitätsgeschäfte arbeitet, hat schon Wochen gehabt mit 6½ Dollar Lohn, wenn er Stückerarbeit machte. Hier bezahlt man kein Lehrgeld und hat von der ersten Stunde an Lohn, wogegen man sich selbst verkostigen muss. Das Leben ist allerdings auch teurer und bezahlt man wöchentlich 4–5 Dollar Kostgeld, dann hat man aber reichliche Mahlzeiten mit 2–3 Fleisch und Gemüse. Du siehst, das Leben ist ein ganz anderes. Probiere es, wenn es Dir nicht gefällt, kannst nach einigen Jahren wieder zurück; denn soviel verdient man immer, dass man sein Reise-geld schnell beisammen hat, eher als dort...» (Schluss fehlt).

## Sepp Kaisers Auswanderung

Emma Dürr-Kaiser, Gams

### Die Armut der dreissiger Jahre

Üsere Seppli goht uf Amerika», so verkündete im Vorfrühling 1926 Jakobli, der Jüngste der Familie Kaiser («s Benis») aus Gams, die alle Gemüter der Nachbarschaft erregende Neuigkeit im Gasenzen. Auch sein Vater gab dies beim Sonntagsjass im «Engel» bekannt. Man staunte über den Mut seines achtzehnjährigen Sohnes, der sich da aus der engen Welt der vertrauten Heimat in die unbekannte Ferne wagen wollte. «Recht hat er», sagten die einen, «hier ist ohnehin nichts los, es reicht nicht zum Leben und ist zuviel zum Sterben.» Andere aber bedachten, dass man auch in der Neuen Welt nichts geschenkt bekomme, das wisse man von früher Ausgewanderten. Manch einer käme gerne zurück, wenn er das Geld für die Reise aufbringen könnte. Solche Reden machten dem geplagten Vater am Sonntag das Herz schwer. Am Montag aber und die ganze Woche durch, wenn seine drei älteren Söhne abends durchnässt und bis unter die Arme voller



**Zmittag auf der Alp. Zweiter von rechts der Handbub Seppli Kaiser.**

Dreck von ihrem Tagewerk im Saxerriet aus den Gräben stiegen und hungrig heimkamen, erhoffte er sich für den einen, der ausziehen wollte, ein besseres Los. Bei den beschwerlichen Grabarbeiten verdienten sie kaum das laue Wasser. Der Verdienst auf den Gemeindealpen während des Sommers als «Plutteri» (Handbub) oder Zusenn war um einiges besser, zudem streckten die Buben während der Alpzeit ihre Füsse unter einen anderen Tisch. Das war schon eine rechte Erleichterung für den ärmlichen Haus-

halt. Seit die Stickereikrise andauerte, hatte der Vater Mühe, seine grosse Familie mit der bescheidenen Landwirtschaft und Lohnfuhrwerkerei durchzubringen. Dem Seppli mit den hellen Augen war die Not seiner Eltern nicht entgangen. Er hatte schon als kleiner Knirps erfahren, dass die Mutter, wenn sie ihre Kinder versorgt hatte, sich bis spät in die Nacht auf den Stickerstuhl setzte und den Pantographen in ihre geschickten Hände nahm. Unermüdlich drehte sich die Wagenkurbel. Im Bett hörte er die Rädlein rollen bis zum Anschlag, immer wieder hin und her, bis er einschlief. Am andern Morgen war sie doch wieder die erste.

Im Türkenacker, auf dem Kartoffelfeld, beim Heuen, beim Obsten, das ganze Jahr hindurch, fand er sie drinnen und draussen unermüdlich und unverdrossen am Werk. Und trotzdem – nie hatte sie Geld, obwohl stets nur das Allernotwendigste gekauft wurde. Man ass Türkenbrot, das sie aus eigenem Mais selber buk. Nur an Feiertagen gab es «Schmalz» oder «Latwäri» dazu, von beidem nie. Aus